

9. Materielle Metaphern – Eine theoretisch-methodologische Reflexion

Nachdem wir in den vorangegangenen Kapiteln nun vier kulturelle Erfahrungsdimensionen der Organspende kennengelernt haben, in denen der Organspendeausweis in unterschiedlichen Seinsweisen zu Tage tritt, will ich im Folgenden zunächst noch einmal auf die eingangs gestellten Forschungsfragen zurückkommen.

Durch die ›theoretische Brille‹ der Praxisforschung und auf Basis vorangegangener Forschungen habe ich die Frage gestellt, wie Organspende als gesellschaftliche Praxis außerhalb von Operationssälen und professionellen Settings funktioniert, wie die medizinische Möglichkeit und daraus resultierende Praxis der Transplantation also in unsere Alltagskulturen eingewoben und eingehegt wird. Der Fokus lag dabei auf den Erfahrungswelten potenzieller Spender*innen, denen ich mich methodologisch aus praxeografischer Perspektive auf der Spur des Organspendeausweises genähert habe. Denn dieser, so konnten wir in den vorangegangenen Kapiteln beobachten, prägt sowohl die visuellen als auch materiellen und kommunikativen Strukturen des Phänomens Organspende. Aus diesen Beobachtungen will ich zunächst der Frage nachgehen, wie Objekte in der Praxis untersucht und konzipiert werden können und dabei einen kritischen Blick auf das angewandte theoretisch-methodologische Forschungsprogramm werfen, um im Nachgang noch einmal zusammenfassend auf die Frage nach Organspende als gesellschaftlicher bzw. soziomaterieller Praxis und ihren potenziellen Spender*innen zurückzukommen.

Ich werde nun ein Konzept für Objekte in der Praxis vorschlagen, das auch für Forschungen außerhalb der Organspende von Nutzen sein kann und das eine Hilfestellung dabei leisten soll, Objekte in der Praxis zu konzeptualisieren und besser zu verstehen.

Um diese theoretischen Überlegungen nachvollziehbar zu strukturieren, schlage ich eine gedankliche Annäherung und einen ›Aufstieg‹ in mehreren Etappen vor: Um uns metaphorisch gesprochen mit dem nötigen Schuhwerk auszustatten, werde ich noch einmal in Kürze auf das Materialitäts- und Objektverständnis der STS eingehen, das wir bereits eingangs im Zuge der theoretischen Rahmung in den Blick genommen haben. Im Weiteren werde ich erläutern, inwiefern dieser Ansatz für mich und in diesem Projekt an seine Grenzen gestoßen ist und was dies mit einem Forschungsdesiderat der

Metaphernforschung zu tun hat. Theoretische und methodologische Überlegungen zu Metaphern¹ haben diese Arbeit zwar an vielen Stellen inspiriert, wegen der Heterogenität des empirischen Materials konnte eine systematische Metaphernanalyse² jedoch nicht durchgängig angewandt werden. An den Grenzen beider Denkschulen werde ich schließlich das Konzept der *materiellen Metapher* ansetzen.

Was ich entwickeln werde, ist zwar keine allgemeine Objekttheorie, aber ein theoretisch-methodologisch gedachter Aufschlag für den forschersischen Umgang mit ihnen.

9.1 Objekte in der Praxis

Wichtige Ausgangspunkte dieser Arbeit waren sowohl Latours Überlegungen zu Aktanten – also nicht-menschlichen Akteur*innen, deren An- oder Abwesenheit einen Unterschied macht – als auch ihre spezifischen Materialitäten, Ontologien und ihre Fluidität. Dass Objekte in der Praxis »more than one and less than many«³ sein sollten, schien mit Blick auf den Organspendeausweis zunächst einleuchtend. Handelte es sich um ein Objekt? Um eine Kategorie von Objekten? Wie sind in diesem Zusammenhang Bilder gefalteter Ausweise, Kühlschrankmagneten, Trennwände oder andere Objekte einzuordnen, die zwar aussehen wie ein Organspendeausweis, aber nicht auf die gleiche Art nutzbar sind?

Wir haben den Organspendeausweis als multiples und fluides Objekt kennengelernt. Multipel, weil ein und derselbe Ausweis in verschiedenen Situationen und Erfahrungsbereichen je etwas anderes sein konnte, weil er nicht *ein* Objekt, sondern eine Vielheit von Objekten ist, die sich (wie man mit Gabriel Tarde sagen könnte) in Strömungen der Nachahmung verbreiten, aber auch auf Gegenströmungen (und Gegenausweise) stoßen können.⁴ Wir haben ihn zudem als fluide kennengelernt, weil er sich in seiner Materialität auf vielfache Weise auflösen kann. Der Ausweis aus Papier kann sich mit Zeit und Gezeiten verändern, zerfallen oder unleserlich werden; das Konzept Organspendeausweis kann stabiler und härter werden, wenn die Entscheidung nicht mehr in Papier, sondern in Plastik gefasst wird und sich aber auch im digitalen Raum zu etwas entwickeln bzw. entgrenzen, das keine Karte, sondern ein vernetztes Endgerät benötigt, um die Entscheidung festzuhalten.

In meiner Recherche ist mir der Organspendeausweis sowohl als physisch vorhandenes Objekt, etwa als *Give-away* auf Veranstaltungen, als Gesprächsanlass mit Interviewpartner*innen, als auf den Tisch gelegter Beweis für *Commitment* etc. begegnet, aber auch als Bild und Bildrequisite, Dekorationsgegenstand oder als Protagonist von Erzählungen und Verhandlungen über Organspende. Trotz dieser Vielheit ließen all diese Objekte sich Organspendeausweis nennen und stehen all diese (Objekt-)Realitäten nicht einfach unverbunden nebeneinander.⁵ Die Überlegungen und begrifflichen Kon-

1 Vgl. Lakoff und Johnson 2018 und Schmitt 2017.

2 Vgl. Schmitt 2017.

3 Mol 2002: 55.

4 Vgl. Tarde 2003.

5 Vgl. Strathern 2004.

zepte aus den STS, die nun für diese erste Etappe von Überlegungen wichtig sind, lassen sich durch ihre allgemeine Anschlussfähigkeit zunächst gut in die Beobachtungen einzelner Felder und Situationen hineintragen und haben geholfen zu verstehen, nicht nur *dass*, sondern auf welche unterschiedlichen Weisen der Organspendeausweis im Feld Organspende als Objekt in der Praxis hervortritt. Sie haben geholfen zu zeigen, dass die Rolle des Ausweises durchaus komplexer ist als lediglich auf nicht weiter geklärte Weise »symbolisch für Organspende« zu stehen und dass es nicht zuletzt wichtig und für die Untersuchung fruchtbar ist, den Blick auf Details wie Ausweissituationen zu legen.

Wenn Annemarie Mol ihr Projekt der empirischen Philosophie auf der Spur verengter und verhärteter Arterien in einem Krankenhaus vorantreibt, führt sie kleinteilige Beobachtungen verschiedener diagnostischer Situationen durch, in denen Körper, Körperteile, Erzählungen und verschiedene Objekte immer wieder zu Ensembles zusammenwachsen.⁶ Arterien werden mal größer, mal kleiner, treten vor oder hinter den Menschen zurück.⁷ Ähnlich verhält es sich mit nicht-menschlichen Produkten und Objekten wie Mikroskopen oder Messern, wobei der entscheidende Schritt des praxeografischen Vorgehens vor allem zu sein scheint, ihre Anwesenheit und Rolle in spezifischen Situationen hervorzuheben und sie in die Beschreibungen von Praktiken der Wissensproduktion aufzunehmen.

So ist es eben nicht allein die eine medizinisch diagnostizierende Person, die Berichte von Patient*innen mit einem schmerzhaften Anliegen in eine Diagnose und einen Behandlungsplan verwandelt, sondern eine ganze Reihe von Personen und Entitäten, die mal vordergründig, mal hintergründig die Krankheit Arteriosklerose enactieren.

Das praxeografische Interesse liegt dabei häufig in den »andauernden Aushandlungen, Spannungen und Variationen, in denen und durch die Ereignisse und Phänomene enacted werden.«⁸ Die verschiedenen Ansätze der STS und insbesondere die Praxeografie beziehen nicht-menschliche oder quasi-menschliche Akteure, von der Kammuschel⁹ bis hin zu komplexen technologischen Objekten, zwar in ihre Beobachtungen und Beschreibungen ein, jedoch bleibt eine Herausforderung bestehen: Zwar ermöglicht eine praxeografische Perspektive eine tiefgehende Betrachtung und intensive Auseinandersetzung mit einzelnen Objekten, doch fehlt es an einem systematischen Rahmen und analytischen Werkzeugen, die es ermöglichen würden, diese Einblicke auf andere Objekte zu übertragen oder umfassendere Analysemethoden zu entwickeln.

Die Rolle der Objekte verbleibt dabei oft auf einer beschreibenden Ebene, ohne analytisch weiter ausdifferenziert zu werden. Zwar beobachten Autor*innen wie Annemarie Mol sehr genau, wie sich Objekte in konkreten Praxiszusammenhängen verändern – etwa wenn ein Körperteil unter dem Mikroskop anders existiert als mit bloßem Auge betrachtet.¹⁰ Solche Analysen zeigen eindrucklich, wie technologische Arrangements Wirklichkeit formen. Dennoch bleibt die analytische Durchdringung dieser Beobach-

6 Vgl. Mol 2002.

7 Vgl. Mol 2002: 149.

8 Sørensen und Schank 2017: 413. Hervorhebung im Original.

9 Vgl. Callon 2006.

10 Vgl. Mol 2002: 160.

tungen begrenzt: Es mangelt an übergreifenden konzeptionellen Instrumenten, die es erlauben würden, solche Einsichten auf andere Objekte oder Kontexte zu übertragen.

Es ist daher notwendig, Wege zu entwickeln, die konzeptionelle Strukturen und analytische Werkzeuge bereitstellen, um eine breitere Übertragbarkeit und Anwendbarkeit zu ermöglichen. Im Folgenden interessiert uns daher weniger die Beschreibung einzelner Situationen und die Rolle bestimmter Objekte darin, als vielmehr der gezielte Blick auf die ontologische Multiplizität und Fluidität von Objekten – Objekte, die physisch existieren, aber auch in Erzählungen, Nachahmungen oder als Doppelgänger*innen erscheinen können. Trotz ihrer Vielfalt sind sie als Kulturtechniken¹¹ miteinander verbunden.

Was also bedeutet das von Mol besprochene ›Anders-Sein‹ eines Objekts in den jeweils unterschiedlichen Situationen?¹² Und geht es neben der Frage, *wer das Tun tut (who does the doing)*¹³ nicht auch darum, zu fragen, *was das Tun tut (what does the doing)*?¹⁴ Um diesen Fragen auf der theoretisch-methodologischen Ebene zu begegnen, möchte ich im Folgenden vorschlagen, die Untersuchung von Objekten in der Praxis durch die Perspektive der Metapherntheorie fruchtbar zu ergänzen. Die Integration von Metaphern in die Praxisforschung soll eine umfassendere und facettenreichere Analyse ermöglichen.

Während Metaphern dazu dienen, abstrakte Konzepte zu veranschaulichen, erlaubt die Praxisforschung eine direkte Erforschung und Erfassung von praktischen Anwendungen und Auswirkungen dieser Metaphern in verschiedenen Kontexten. Die Synergie zwischen theoretischer Konzeptualisierung und praxisbasierter Forschung eröffnet neue Dimensionen der Erkenntnis, indem sie nicht nur die symbolische Bedeutung von Metaphern beleuchtet, sondern auch deren tatsächliche Auswirkungen auf Handlungen, Interaktionen und soziale Strukturen herausarbeitet. Somit ergänzt die Verbindung von Praxeografie und dem Konzept der materiellen Metapher, das ich im Folgenden vorstellen will, nicht nur die praxisbasierte Theoriebildung, sondern ermöglicht auch eine tiefer greifende Einsicht in die Wechselwirkungen zwischen abstrakten Konzepten und deren praktischer Manifestation und damit auch ihrer konkreten Erfahrbarkeit.

Um dies zu ermöglichen, ist jedoch zunächst ein Perspektivwechsel nötig – hin zu einer Annäherung an das Objekt in der Praxis über Sprache und Erzählung. In der nun folgenden zweiten Etappe wird es also zunächst noch einmal darum gehen, den mitunter hochgradig metaphorischen Einsatz von Objekten wie dem Organspendeausweis als Objekt der Praxis besser zu verstehen.

11 Zum Begriff der Kulturtechniken vgl. Siegert 2011.

12 Vgl. Mol 2002.

13 Ebd.: 25.

14 Vgl. auch Böhrrer 2021: 235.

9.2 Metaphern und Objekte

Was also sind Metaphern, und welche Bedeutung haben sie, wenn hochspezialisierte Phänomene sich auf den Weg in weniger spezialisierte Alltagskulturen machen? Wenn davon gesprochen wird, jemand sei »auf dem Holzweg«, geht es meist nicht im wörtlichen Sinne darum, dass eine Person sich physisch auf einem hölzernen Weg befindet, sondern darum, auszudrücken, die Person sei einem Irrglauben anheimgefallen. Auch der Satz »Ich habe einen Organspendeausweis« meint meist mehr als nur die Aussage über ein Besitzverhältnis, er transportiert auch eine zustimmende Haltung zu Organspende.¹⁵ Eine Metapher im Sinne einer bildsprachlichen Äußerung bezeichnet also den Versuch, einen Sachverhalt bildlich durch einen anderen zu erklären. Nach George Lakoff und Mark Johnson liegt eine Metapher dann vor, wenn:

- a) »ein Wort, eine Redewendung oder eine szenische Narration in einem strengen Sinn in dem für die Sprechäußerung relevanten Kontext mehr als nur wörtliche Bedeutung hat,
- b) die wörtliche Bedeutung einem für den Sprechenden prägnanten Bedeutungsreich (Quellbereich) entstammt,
- c) jedoch auf einen zweiten, oft abstrakteren Bereich (Zielbereich) übertragen wird.«¹⁶

Die Begründer der kognitiven Metapherntheorie¹⁷ gehen davon aus, dass metaphorisches Denken unser Denken und Handeln sowie unsere gelebte und wahrgenommene Realität strukturiert. Sie verstehen Metaphern nicht als rein linguistische Phänomene, stilistische Mittel oder dekorative Accessoires, die auch weggelassen werden könnten. Im Gegenteil nehmen Lakoff und Johnson an, dass Sprache grundsätzlich metaphorisch funktioniert und dass Metaphern grundlegende kognitive Muster dokumentieren, die menschliche Wahrnehmung, Gedanken und Handlungen repräsentieren und formen: Sie prägen unsere Konzepte, was wir wahrnehmen, wie wir uns in der Welt bewegen und wie wir uns zu anderen Menschen verhalten.¹⁸ Dabei werden bestimmte Aspekte hervorgehoben und andere ausgeblendet; die Autoren sprechen hier von *highlighting* und *hiding*¹⁹ beziehungsweise in der deutschsprachigen Übersetzung von *Beleuchten* und *Verbergen*.²⁰ Lakoff und Johnson veranschaulichen dies am Beispiel des Debattierens:

»Einen Gesprächspartner, der mit uns argumentiert, können wir als jemanden betrachten, der uns seine Zeit, also ein kostbares Gut schenkt und um gegenseitiges Verstehen

15 Wenn eine Person sagt, sie sei Organspender*in, meint sie damit nicht, dass sie sich aktuell als Patient*in mit schwerer Hirnschädigung und intensivmedizinischer Versorgung in Vorbereitung auf eine Organentnahme im Krankenhaus befindet. Gemeint ist in der Regel vielmehr, dass sie ihre (positive) Entscheidung zur Organspende dokumentiert hat.

16 Schmitt 2017: 472.

17 Vgl. Lakoff und Johnson 2018.

18 Vgl. Lakoff und Johnson 2018: 16.

19 Ebd.: 18.

20 Vgl. ebd.: 18.

bemüht ist. Liegt unser Fokus jedoch auf den kämpferischen Aspekten, dann verlieren wir oft die kooperativen Aspekte aus den Augen.«²¹

Auch im empirischen Feld der Organ- und Gewebeübertragung zeigt sich, dass Gaben-Metaphern wie »Spende« oder »Geschenk des Lebens« gemeinschaftliche und solidarische Aspekte hervorheben, während der Begriff »Transplantation« – aus dem Bereich der Pflanzen stammend – naturwissenschaftliche und handwerkliche Aspekte der Übertragungsvorgänge in den Vordergrund rückt.

Besonders produktiv kann der Einsatz metaphernanalytischer Methoden für die Untersuchung von Phänomenen sein, die weitgehend außerhalb der eigenen Lebenserfahrungen liegen, sowie für den Umgang mit Grenzerfahrungen oder völlig neuen Phänomenen, wie sie als Folge technisch-medizinischer Fortschritte entstehen – Phänomene also, die für den größeren Teil der Menschen weniger durch konkrete Handlungen als durch Imaginationen, Bilder und Erzählungen greifbar werden.²² Hier steht die Metapher in einem engen Verwandtschaftsverhältnis zur Sozialfigur, die wir bereits in Kapitel 6 kennengelernt haben, denn auch diese taucht vor allem da auf, wo Unsicherheiten entstehen und abstrakte oder neue Phänomene nach kultureller Einebnung verlangen.²³ Sowohl Metaphern als auch Sozialfiguren, die als Sonderform der Metapher gelten können, eignen sich damit auch (oder gerade) für klassische Forschungsdesiderate der STS.

Die zentrale Idee der kognitiven Metaphertheorie ist, dass abstrakte und unbekannte Phänomene über metaphorische Verweise auf konkrete Erfahrungen – wie den Umgang mit Objekten, das Gehen eines Weges oder die Beobachtung von Naturphänomenen – verständlich und handhabbar gemacht werden. Eine Metapher ist also eine Art des Verstehens und Erlebens einer Sache, indem auf eine andere Bezug genommen wird.²⁴ Sie kann sich nicht nur durch ein Wort oder eine Phrase entfalten, sondern auch als ganze Erzählung oder Geste.²⁵

Entsprechend wären also nicht nur sprachliche Äußerungen wie »auf dem Holzweg zu sein« als Metapher zu verstehen, sondern auch Gesten – etwa einen Organspendeausweis wortlos auf den Tisch zu legen oder zu zerschneiden. Gerade der Zusammenhang zwischen Objekten, Gesten und metaphorischem Ausdruck ist bis dato jedoch ein weitgehend unberührtes Forschungsdesiderat der Metaphernforschung, insbesondere der Methodenentwicklung in der systematischen Metaphernanalyse.²⁶ So notieren Schmitt et al., dass als »derzeitige Grenzen der Erhebung nicht- oder parasprachliche Äußerungen zu notieren«²⁷ seien. Genau hier eröffnet sich, wie wir sehen werden, eine fruchtbare Schnittstelle zur Praxisforschung.

Kognitive Linguistik und die daraus entwickelte Methode der Metaphernanalyse kennen Objekte vor allem als metapherngenerierende Schemata. Die »vergegenständlichende Metapher«, so Schmitt et al., »konstruiert abstrakte Phänomene als kompakte

21 Ebd.: 18.

22 Vgl. Pfaller 2022: Abschnitt 1.

23 Vgl. Moser/Schlechtriemen 2018: 171f.

24 Vgl. Lakoff und Johnson, 2003, S. 5.

25 Vgl. Schmitt 2017: 477ff.

26 Vgl. Schmitt et al. 2018: 66.

27 Schmitt et al. 2018: 66.

Einheit: Wenn wir vom menschlichen ›Geist‹ reden, den jemand ›hat‹, wird ein relationales Geschehen als Gegenstand verdinglicht.«²⁸ Diesem nun kognitiv gebauten Gegenstand können Eigenschaften von Objekten zugeschrieben werden; der oben genannte (abstrakte) Geist kann dann beispielsweise groß, klein, beweglich oder fein sein.²⁹

Menschen beschreiben abstrakte Zusammenhänge also unter anderem wie handhabbare Objekte, um sie besser verstehen beziehungsweise sich besser verständlich machen zu können. Nicht alle Metaphern lassen sich jedoch, wie Pfaller anmerkt, allein auf einer Ebene der Wortsemantik erklären.³⁰ Auch Rudolf Schmitt stellt in seiner Ausarbeitung der systematischen Metaphernanalyse als Methode der qualitativen Sozialforschung auf der Kritik an der kognitiven Linguistik ab, dass diese es geradezu vermeide, »pragmatische Kontexte« zu reflektieren und in die Analyse einzubeziehen.³¹ Damit meint er sowohl den umgebenden Text einer auftauchenden metaphorischen Rede als auch die praktische Anwendung von metaphorischen Konzepten (wie etwa »Zeit ist Geld« in einer Parkuhr).³²

Er merkt an, dass auch eine Parkuhr als »Materialisation des kulturellen metaphorischen Konzepts«³³ begriffen werden kann, das Zeit und Geld in messbare Relationen setzt. Es bedürfe daher einer Analysemethode, die nicht nur die Bedienungsanleitung auf der Parkuhr oder einem nebenstehenden Schild einbeziehen kann, sondern auch das Objekt als Ganzes.³⁴

Diese multimodale Erweiterung der systematischen Metaphernanalyse arbeitet Pfaller weiter aus, indem sie am Beispiel der Organspende empirisches Material vor dem Hintergrund der kulturellen Archive³⁵ in den Blick nimmt, aus denen es stammt.³⁶ So kann das Genre »Horrorfilm« ein solches Archiv sein, aus denen sich Vorstellungen und Erzählungen über Organspende speisen.³⁷ Es sei, so Pfaller, wichtig zu prüfen, wie Metaphern, die in der Praxis entstehen, in die metaphorischen Konzepte auf der Wortebene passen, sie erweitern oder differenzieren können. Diese neuen oder bisher unentdeckten Metaphern könnten auch auf völlig andere Ideen hinweisen und somit neue Aspekte eines Phänomens aufzeigen.³⁸

Ausgehend von diesen Überlegungen möchte ich nun den Fokus noch einmal auf Objekte und ihre Materialitäten und Affordanzen richten, welche die Handlungen, die mit ihnen (mehr oder weniger) gut durchführbar sind, strukturieren und determinieren und damit auch soziomaterielle Praktiken prägen. Objekte wie der Organspendeausweis können, so möchte ich im Folgenden argumentieren, zu komplexen *materiellen Metaphern*

28 Ebd.: 17. Hervorhebungen im Original.

29 Vgl. ebd.: 17.

30 Vgl. Pfaller 2022: Abschnitt 4.

31 Vgl. Schmitt 2017: 498.

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Vgl. ebd.

35 Vgl. Krüger-Fürhoff 2012.

36 Vgl. Pfaller 2022.

37 Vgl. Pfaller 2022: Abschnitt 49.

38 Vgl. ebd.: Abschnitt 39.

werden, an denen abstrakte und vielschichtige Phänomene im wahrsten Sinne des Wortes und auch außerhalb spezieller Expertisen *verhandelt* werden (können).

9.3 Objekte als materielle Metaphern

Mit dem Begriff der Metaphern im Gepäck können wir nun also die letzte Etappe antreten und den Ausweis im Speziellen sowie Objekte im Allgemeinen als *materielle Metaphern* in den Blick nehmen.

Der Begriff der materiellen Metapher und ein damit einhergehendes erweitertes Metaphernverständnis sind bisher vor allem im Bereich der Archäologie bekannt.³⁹ So betont Tamara Bray, dass Metaphern in jeder Art von kultureller Produktion Ausdruck finden können, von Sprache über Rituale bis hin zu Artefakten.⁴⁰ Zwischen Metaphern, die sich durch sprachliche Ausdrücke offenbaren, und solchen, die sich durch andere Formen menschlichen Handelns wie Gesten, performativen Darbietungen oder durch Herstellung und Verwendung materieller Kulturprodukte entfalten, besteht in dieser Lesart zunächst kein formaler Unterschied.⁴¹

Die Literaturwissenschaftlerin Kathrine Hayles nutzt den Begriff der materiellen Metapher in ähnlicher Weise für ihre theoretische Untersuchung des Austauschs zwischen zeitgenössischen Kulturen und den zunehmend technologischen Umgebungen, in denen sie entstehen und zirkulieren.⁴² Sie hebt hervor, dass materielle Metaphern sich nicht nur durch eine dynamische Interdependenz zwischen Zeichen und Artefakt auszeichnen, sondern durch ihre Multimodalität auch Handlungen und Aktionen hervorrufen,⁴³ die schließlich wieder Teil der Praxis sind bzw. werden. Materielle Metaphern, wie sie von Bray und Hayles vorgeschlagen werden, resultieren somit in konkreten Kulturprodukten, die eine je eigene Präsenz und Affektivität aufweisen.⁴⁴ Dabei ist, wie auch Mary Douglas zeigt, eine Verbindung zwischen Materialität und Bedeutung zu beobachten, zum Beispiel wenn Gold mit Licht und Sonne oder Blumen mit Schönheit in Verbindung gebracht werden⁴⁵ –ähnlich also, wie der Organspendeausweis aus dem stabileren Material für die stabilere Entscheidung stehen kann. Im Folgenden wird es nun darum gehen, aufzuzeigen, wie materielle Metaphern als Konzept für die Praxisforschung aus STS-Perspektive nutzbar gemacht werden können. Denn im Unterschied zu einer Lesart materieller Metaphern, die von weitgehend stabilen Objekten ausgeht,⁴⁶ gilt es nun auch, die Prozesshaftigkeit und Ungewissheit von Objekten mitzudenken, wenn Wissen praktisch wird.⁴⁷

39 Vgl. Bray 2008; Tilley 1994 und 1999; Kus und Raharijaona 2004; Ortman 2000; Ray 2000.

40 Vgl. Bray 2008: 119.

41 Vgl. Bray 2008: 120 sowie Hayles 2002 oder Ortman 2000.

42 Vgl. Hayles 2002.

43 Ebd.: 22.

44 Bray 2008: 120.

45 Vgl. Douglas 1996 und Bray 2008.

46 Vgl. Bray 2008 und Tilley 1999.

47 Mol 2002: 31f.

Wenn die Frage, was Objekte *sind*, auf vielfältige Art beantwortet werden muss,⁴⁸ resultiert daraus auch eine große Vielfalt metaphorischer Einsatzbereiche, die einen analytischen Blick auf die Komplexitäten menschlicher Vorstellungen erlauben. Sie ermöglichen, in anderen Worten, Antworten auf die Fragen nach kulturellen Verarbeitungsprozessen technosozialer Neuerungen. Um das Konzept der materiellen Metapher weiter zu schärfen, will ich zunächst auf den Forschungsgegenstand dieser Arbeit, die Organspende und den Organspendeausweis, zurückkommen, um daraus eine breitere Perspektive zu entwickeln. Inwiefern ist der Organspendeausweis nun also als *materielle Metapher* zu verstehen?

Um dies zu erklären, möchte ich erneut auf einige bereits analysierte Fälle aus dem empirischen Material zurückgreifen. Wenn der Interviewte Henning (vgl. Kapitel 7) sagt: »Wer das einmal erlebt hat, hat keinen Ausweis mehr«, erzählt er von sich und anderen aus dem klinischen Umfeld, die nach der Konfrontation mit hirntoten Patient*innen und an ihnen vorgenommenen Organentnahmen keinen Organspendeausweis mehr hatten und meint damit, dass diese auf Grund ihrer Erfahrungen keine Zustimmung zur Organspende geben würden. Die Bemerkung über den Ausweis verweist folglich auf die Einstellung zur Organspende. In den *Termini technici* der Metaphertheorie wäre der *Quellbereich* dieser Metapher der Ausweis, der *Zielbereich* die Einstellung zur Organspende – die Einstellung zur Organspende wird durch das »Nicht-Haben« beziehungsweise »Nicht-mehr-Haben« des Ausweises beschrieben.

In Hennings Fall steht diese Metapher im Kontext einer Erzählung über Zweifel an dem Konzept des IHA als Todeskriterium. Der Ausweis als metaphorischer Quellbereich ermöglicht ihm, nicht erneut auf seine Ausführungen zurückzukommen, sondern lediglich bildlich anzudeuten und zu veranschaulichen, dass für ihn (und zur Verstärkung seiner Ansicht auch andere aus einem Berufsfeld) eine informierte Zustimmung zu einer Organentnahme (die für ihn einer Tötung gleichkäme) nicht infrage kommt.

Ähnlich verhält es sich bei David, wenn dieser von sich sagt, er sei jemand, der (durch Aufklärung) verhindere, dass Menschen Organspendeausweise hätten. Der Organspendeausweis, der bei Henning im Zusammenhang mit der Tradition des *informed consent* steht, dient als erzählerisches Mittel, um die Exitstrategie⁴⁹ zu beschreiben, mit der er dem System Organspende seine Loyalität entzieht: Henning hatte bereits eine Zustimmung dokumentiert, ist nun aber besser informiert und verweigert deshalb den Konsens. Ebenfalls ähnlich und doch etwas anders verhält es sich, wenn die Interviewten Jule und Anka (vgl. insbesondere Kap. 5 und 6) davon erzählen, ihre unausgefüllten Ausweise je (sichtbar) auf dem Küchenbord und (aus dem Sichtfeld) in einem Ordner mit der Aufschrift »Später« deponiert zu haben: Jule wünscht sich einen angemessenen Umgang mit ihrem sterbenden oder verstorbenen Körper, den Einbezug der Angehörigen und eine würdige Verabschiedung. Für sie ist der Organspendeausweis auch Teil von Trauerkultur und materieller Bote einer gesellschaftlichen Entwicklung, die sie zum Zeitpunkt des Interviews nicht uneingeschränkt mittragen kann. Der von ihr formulierte Zwiespalt zwischen dem Sozialein-Wollen und der instinktiven Ablehnung der möglichen Vorgän-

48 Vgl. Mol 2002: 31f.

49 Vgl. Nowotny 2004.

ge an ihrem Körper⁵⁰ dokumentiert sich in der Erzählung über die Geste, den Ausweis auf das Bord zu legen. Der Quellbereich »Ausweis auf dem Bord« beschreibt folglich ihre Haltung zur Organspende als ausstehende, aber nicht abgeschlossene Entscheidung. Eine vergleichbare Ausweis-Situation findet sich bei Anka, die sich ein transparenteres, aber auch inklusiveres und solidarischeres Transplantationssystem wünscht: Sie steckt ihren unausgefüllten Organspendeausweis in einen Ordner mit der Aufschrift »Später«. In ihrer Erzählung ist der Ausweis ein Angebot. Auch in ihrer Strategie im Umgang mit dem Objekt dokumentiert sich eine noch ausstehende Entscheidung – wenn auch aus anderen Gründen als bei Jule: Für Anka ist der Ausweis eine Mitgliedskarte einer Gemeinschaft, der sie sich nicht ausreichend zugehörig fühlt, um dies in dem dafür angebotenen Objekt zu dokumentieren.

Sowohl Henning als auch Jule und Anka überführen ihre Entscheidung durch ihre Ausweis-Erzählungen in die Handhabung des Objekts: seine An- oder Abschaffung sowie die Ordnung, Zuordnung und Ablage. Ob diese drei Personen mit ihren Ausweisen tatsächlich auf die erzählte Weise interagiert haben, lässt sich an dieser Stelle nicht beantworten, doch nutzen sie das Objekt Organspendeausweis als Quellbereich zur Veranschaulichung ihrer Ablehnung beziehungsweise Ambivalenz. Insbesondere Jule und Anka tendieren in ihrer Gesamterzählung zwar zu einem Nein, nutzen aber die spezifischen Objekteigenschaften des Ausweises, um Erzählungen zu kreieren, die ein Ja nicht gänzlich ausschließen.

Der Organspendeausweis als Quellbereich ist nun also bereits aus zwei Gründen von großem Interesse: A) steht er nicht einfach symbolisch für (ein »Ja« zur) Organspende, sondern kann sich als wesentlich komplexer erweisen, und B) ist er eben mehr als nur ein sprachlicher Ausdruck, sondern auch ein Objekt, das sich vielfältig einsetzen lässt. Es eignet sich sowohl für die Kreation mannigfaltiger Erzählungen als auch Gesten, Spiele und materielle Abwandlungen. Als materielle Metapher findet er sich nicht nur als Protagonist von Erzählungen, sondern auch als Requisite performativer Handlungen, Installationen und Gesten, so beispielsweise als Bestandteil der *Life-Time Clock* (vgl. Kapitel 6) mit der durch Entnahme von Ausweisen Lebenszeiten verlängert werden sollen, als Teil der Kostümierung einer Fantasiefigur auf dem Tag der Organspende, materieller Bestandteil von Gesten wie »Ausweis zeigen« oder »Ausweis zerstören«, Vorbild für Gegenausweise und vieles mehr. Er kann in verschiedene pragmatische und pragmasemantische Kontexte⁵¹ eingebettet sein und an verschiedene kulturelle Erfahrungsbereiche andocken, zum Beispiel in der *Life-Time Clock* an die kulturelle Deutung von Zeit als verrinnender Ressource.

Zwar kann er als Quellbereich fungieren, ist als Objekt aber auch multipel und fluide, hat keine stabile Identität.⁵² Zugleich ist er durch seine alltägliche Präsenz zu einer höchst dynamischen und vielfältigen *materiellen Metapher* des Phänomens Organspende geworden und ermöglicht die praktische Erfahrbarkeit von und Handlungen mit Bezug auf ein Phänomen, dass aus Perspektive von Spender*innen faktisch nicht erfahren

50 Über diese Vorgänge ist sie weitgehend informiert.

51 Vgl. Pfaller 2022.

52 Vgl. De Laet und Mol 2000.

werden kann, da es deren Tod voraussetzt. So kann Organspende für potenzielle Spender*innen eben sein, ein Objekt aus einer Halterung zu nehmen, in sozialen Medien zu posten oder (wie in Kapitel 6) bei einem Bäcker im Tausch gegen einen Kaffee vorzuzeigen.

Um zu veranschaulichen, inwiefern das konzeptuelle Zusammendenken von Praxis und Semiotik auch für weiterführende Forschungen anschlussfähig sein kann, möchte ich nun drei Vergleichsobjekte heranziehen, die ebenfalls im gesundheitspolitischen Bereich anzusiedeln sind und uns in den letzten Jahren durch verschiedene Phasen der COVID-19-Pandemie begleitet haben: Maske,⁵³ Test und Impfnachweis. All diese Objekte waren wesentliche Bestandteile davon, eine (unsichtbare) Pandemie sichtbar zu enactieren, erfahrbar zu machen, zu besprechen und moralisch zu strukturieren. Sie wurden zu wichtigen Requisiten öffentlicher Praktiken und durch ihre Sichtbarkeit wieder Teil von Erzählungen und Visualisierungen, die Einzug in viele Bereiche von Alltagskulturen hielten.

So wurden Mund-Nasen-Bedeckungen verschiedener Art zu multiplen und hochgradig dynamischen, materiellen Bedeutungsträgern, die vor allem im Jahr 2020 als zentrales Mittel gegen die Ausbreitung des Virus SARS-CoV-2 galten. Schnelltests (also die Kombination aus Probenentnahmematerial, Extraktionspuffer und Testkassette) sollten vor allem im Jahr 2021 Sicherheit über die Unbedenklichkeit von Personen und Kontrolle über das Infektionsgeschehen herstellen, während später Impfnachweise als Garanten von Sicherheit und Ermöglicher von Freiheit in den Fokus rückten. All diese Objekte existierten eine Zeit lang parallel und wurden alltagspraktisch wirksam, um schließlich wieder an Relevanz zu verlieren und weitgehend zu verschwinden. So wie ich während meiner Recherche zur Organspende immer wieder auf Geschichten über Ausweise gestoßen bin, war auch die Pandemie voller Erzählungen über Menschen, die Masken richtig, gar nicht oder falsch nutzten, über ihre Qualität, ihren Wert, ihre Wirksamkeit und Orte, an denen sie gebraucht wurden oder überflüssig schienen.⁵⁴

Hinzu gesellten sich bald Geschichten über negative und positive Tests und ihre (Un)Sicherheiten, ihre Macht, Menschen ein- oder auszuschließen, mögliche Manipulationen, zu hohe Preise oder den mehr oder weniger verantwortungsvollen Umgang mit ihnen.⁵⁵ Auch der Impfnachweis mit oder ohne QR-Code, auf Papier oder digital wurde durch seine (temporäre) Bedeutung für die Teilnahme am öffentlichen Leben zu einem viel besprochenen Politikum, zur begehrten Ressource, Gegenstand von Fälschungsdelikten, aber auch zur Requisite von Solidaritätsbekundungen und zu einer Hauptfigur von Verschwörungstheorien.⁵⁶ Auch hier finden sich Erfahrungsbereiche wie Krankheit und Körper, Glauben und Wissen sowie Vorstellungen von Solidarität, Gemeinschaft, Verwandtschaft oder Freundschaft, die an den spezifischen Eigenheiten von Objekten verhandelt und nicht nur erzählt, sondern durch diese Objekte auch im Alltag enactiert werden.

53 Vgl. hierzu auch Böhrer 2020 und 2021 sowie Böhrer et al. 2023.

54 Vgl. auch Böhrer et al. 2023.

55 Springer Medizin 2020, Zimmermann 2020.

56 Büchler und Strub 2021, Raschka 2021, Hardt 2021.

Dass das Erzählen von Geschichten im Zuge von Ereignissen wie einem pandemischen Ausbruch wichtige soziale Funktionen übernimmt, wurde bereits von verschiedenen Autor*innen beschrieben: So spielen sie eine zentrale Rolle für die soziale Wahrnehmung und Verarbeitung einer Pandemie.⁵⁷ Davis und Lohm⁵⁸ stellen fest, dass wir von einer Epidemie oder einem Pandemieausbruch vor allem durch Geschichten erfahren: durch Nachrichtenberichte, Gespräche mit Freunden, Facebook, Twitter, E-Mails von Arbeitgebern etc. – dynamische Erzählungen über gegenseitige Beobachtungen, die sich weiter verbreiten und immer wieder verändern.

Pandemien sind sowohl narrative als auch materielle Phänomene, die in großer Vielstimmigkeit und medialer Vielfalt enaktiert werden. Pandemie-Erzählungen haben nach Davis und Lohm also eine wichtige Funktion, vor allem in der Anfangsphase: Sie helfen, die Ansteckung zu verstehen, ihre möglichen Auswirkungen zu erkennen und sowohl individuell als auch kollektiv Stellung zu beziehen und zu handeln, wenn es um die implizierte Bedrohung des Lebens geht.⁵⁹ Inwiefern die Materialität und spezifischen Eigenschaften von Objekten eine Rolle dabei spielen, auf welche Art Menschen also ihre Wirklichkeit(en) erzählen, enactieren und erleben können und wie Phänomene wie Organtransplantation oder eine Pandemie entsprechend in den Alltag eingewoben werden, lässt sich an verschiedenen Beispielen zeigen:

Der Mund-Nasen-Schutz, der sichtbar im Gesicht getragen werden sollte, eignete sich nicht nur für bildliche und verbale Statements an der Außenseite, die den Träger*innen damit im wahrsten Sinne des Wortes ins Gesicht geschrieben waren. Das Bedecken von Mund und Nase provozierte selbst auch Erzählungen über Masken als »Maulkörbe«. Dieser Vergleich fand wiederum auch Übertragung in politische Diskussionen über die Angemessenheit der politischen Maßnahmen im Zuge der Pandemie. So äußerte die Philosophin Svenja Flaßpöhler in der Sendung *Philosophischer Stammtisch*, Masken könnten wegen ihrer spezifischen Handhabung (also der Bedeckung des Mundes bzw. eines großen Teils des Gesichts) und dem Hemmnis, das sie für Kommunikation und Austausch darstellen, metaphorisch auch als Hemmnis für Demokratie begriffen werden, deren Kern das Gespräch und die offene Debatte sei.⁶⁰

Die Interpretation der Maskierung als Unterdrückung tauchte auch regelmäßig in Protest und Kritik auf. Die körperliche Erfahrung mit dem Objekt Maske wird in den Bereich des demokratischen Zusammenlebens übertragen. Ähnlich geschah dies auch nach dem Tod des US-Amerikaners George Floyd, der im Zuge einer Festnahme von einem Polizisten durch Erstickung getötet wurde. Während der durch diese Gewalttat ausgelösten Proteste waren immer wieder Masken zu sehen, die doppeldeutig mit den Worten »I can't breathe« beschriftet waren. Während außerhalb der Proteste Masken weitgehend als Symbol der Solidarität verstanden und getragen wurden, gelten sie im Kontext von Kritik als sozio-materielle Manifestation staatlicher Gewalt. Hier wird deutlich, wie die spezifische Eigenschaft – die Maskenhaftigkeit der Maske – auf andere Bereiche über-

57 Charteris-Black 2021; Davis und Lohm 2020; Lee 2014.

58 Davis und Lohm 2020.

59 Vgl. ebd.: 1.

60 Philosophischer Stammtisch: <https://www.youtube.com/watch?v=tB-GjQLZSOo>

tragen wird und Sorgen über eine unklar gewordene gesellschaftliche Gegenwart und Zukunft anhand dieser Objekte verhandelt werden.

Auch mit Blick auf den Organspendeausweis lässt sich immer wieder sein metaphorischer Einsatz beobachten: Wenn Menschen beispielsweise Befürchtungen äußern, mit einem Ausweis nicht ausreichend medizinisch versorgt zu werden, erzählen sie implizit auch von der Erfahrung mit einem medizinischen System, das Menschen durchaus nach monetärer Potenz zu unterscheiden weiß. Ein zerschnittener und an die DSO verschickter Ausweis erzählt nicht nur davon, dass eine Person über ein ausreichend scharfes Werkzeug verfügt, sondern auch von einem Austritt aus der Transplantationsgemeinschaft – eine Handlung, für die der Ausweis sich durch seine Ausweishaftigkeit und zugleich strukturelle Schwäche besonders gut eignet.

Zusammenfassend möchte ich hier nun einige Eigenschaften materieller Metaphern aufzeigen, die diese auch als mögliche konzeptuelle Grundlage für weitere Forschungen schärfen:

- A) **Dynamik:** Der Begriff *materielle Metapher*, wie ich ihn hier konzeptuell einfassen möchte, meint Objekte, die zu Bestandteilen des Enaktierens abstrakter Phänomene werden und damit Erfahrungs- und Handlungsspielräume eröffnen. Dies kann im Zusammenhang mit technosozialen Neuerungen geschehen, aber auch in anderen Bereichen, wenn Objekte über die funktionale Werkzeughaftigkeit hinaus metaphorisch zum Einsatz kommen. Mit Objekt meine ich jede Form nicht-menschlicher bzw. quasi-menschlicher Akteurskonstellationen. In diesem Sinne kann ein Wald⁶¹ ebenso zur (temporären) materiellen Metapher werden wie eine kleine Karte, eine medizinische Maske, ein Kopftuch oder ein Kruzifix. Entscheidend ist lediglich ihre Bespielbarkeit.
- B) **Temporalität:** Eine wichtige Eigenschaft materieller Metaphern ist zudem – und ähnlich wie Moser und Schlechtriemen dies im Zusammenhang mit Sozialfiguren beschreiben – ihr Zeitbezug und ihre Vergänglichkeit. Sie entstehen in »spezifischen, historischen Konstellationen«;⁶² entsprechend tritt der Organspendeausweis als materielle Metapher vor dem Hintergrund einer sich zunehmend etablierenden Transplantationsmedizin und im Zusammenhang mit der Regelung über eine aktive Zustimmung hervor und wird ggf. hinfällig, wenn sich andere politische Lösungen durchsetzen. Materielle Metaphern sind damit auch dynamisch, können an Relevanz verlieren, aber auch reaktiviert werden.⁶³ Sie sind, ähnlich wie Sozialfiguren, Produkte sich wandelnder Verhältnisse sowie (mitunter normativ aufgeladener), sich etablierender Verhaltensstandards⁶⁴ und können entsprechend (in)stabil sein.
- C) **Anschlussfähigkeit:** In ihrer Funktionsweise als materieller Bestandteil kultureller Einbettungsprozesse können sie sowohl als verbindende als auch als trennende Elemente hervortreten und nicht nur verschiedene Deutungen, sondern damit verbunden auch unterschiedliche Handlungen, Erzählungen oder Visualisierungen ermög-

61 Wie beispielsweise der Hambacher Forst.

62 Moser und Schlechtriemen 2018: 171.

63 Vgl. ebd.: 171f.

64 Moser und Schlechtriemen 2018: 172.

lichen. Abstrakte Phänomene wie ein Transplantationssystem oder ein unsichtbares Virus werden greifbar und gemeinschaftlich verhandelbar, wenn Ausweise gezeigt und Masken entsprechend oder eben nicht entsprechend aktuell geltender Empfehlungen und Regeln getragen werden. Umwelt- und Klimaschutzdebatten kann ein anderer Nachdruck verliehen werden, wenn ein Wald besetzt oder eine Hand mit Klebstoff auf eine Straße geklebt wird. Konzeptuell ähneln sie den bereits erwähnten Grenzübjekten von Star und Griesemer (vgl. Kapitel 8),⁶⁵ doch sind ihre Funktionsweisen vielfältiger als die einer grenzüberschreitenden Koordination kollaborativer Prozesse. Sie ermöglichen nicht nur Zusammenarbeit, sondern auch konfliktreiche Strukturierungen moralischer Felder, in die zu verhandelnde Phänomene und Praktiken eingeordnet werden. Objekte als materielle Metaphern werden Teil verschiedenartig geprägter Alltage, werden darin verhandelt sowie an ihnen selbst auch verschiedene Themen verhandelt werden, die zum Teil weit über ihren Ursprungskontext hinausgehen. So wird mit Organspendeausweisen nicht allein die Bereitschaft zur Organspende verhandelt, sondern beispielsweise auch existenzielle Fragen an den Tod oder an Masken nicht nur die Frage nach ihrer Wirksamkeit, sondern beispielsweise auch Fragen nach sozialer Gerechtigkeit gestellt.⁶⁶

- D) Multimodalität: Die aus den jeweiligen Objekten begründbaren Metaphern sind meist eng mit deren spezifischen Materialitäten und Affordanzen⁶⁷ verbunden. So eignen sich leichte Objekte wie der Organspendeausweis oder eine Gesichtsmaske für Erzählungen wie »Mit meinem Organspendeausweis ist es so leicht, ein Leben zu retten« oder »Es ist so leicht, sich und andere zu schützen«. Ein Objekt, das Mund und Nase bedeckt, kann leicht Vorstellungen über Silencing-Strategien einer als übergriffig wahrgenommen Regierung bebildern oder ein Ausweis ein Verschwinden in den Mühlen irrwitziger Bürokratien illustrieren. Materielle Metaphern entfalten sich dabei sowohl cross-medial als auch multimodal, können sich sowohl in Praktiken als auch in Erzählungen, Bildern, Gesten und Redewendungen (weiter) verbreiten.
- E) Kontextualität: Materielle Metaphern, wie sie hier konzeptuell begriffen werden, erscheinen meist in spezifischen zeitgeschichtlich kontextuellen und diskursiven Zusammenhängen. Wenn Objekte sich als materielle Metaphern herausbilden und Einzug in öffentliche Praktiken und Sprachgebräuche halten, gehen sie nicht einfach aus Erkenntnissen hervor, die für einen größeren Teil etwa einer wissenschaftlichen *Community* als gesichert gelten. Sie sind zugleich auf multiple Weisen mit sozialpolitischen und kulturellen Rahmenbedingungen und historischen Ereignissen verknüpft. Sie sind materielle Bestandteile praktisch gewordenen situierten Wissens⁶⁸ und der kleinen und großen Verhandlungen, die um dieses Wissen herum entstehen.

Das Konzept der materiellen Metapher lässt sich damit auch als Schnittstelle begreifen, die das praxeografische Vorgehen der Beobachtung und dichten Beschreibung von Prak-

65 Star und Griesemer 1989.

66 Vgl. Böhrrer et al. 2022.

67 Costall 1995.

68 Vgl. Haraway 2017.

tiken und Akteurskonstellationen fruchtbar um Ansätze aus der Metaphernforschung ergänzt.

An der Schnittstelle von Objekten in der Praxis lässt sich nicht nur die Praxeografie methodisch erweitern, sondern zugleich das Desiderat der systematischen Metaphernanalyse adressieren, auch Objekte und parasprachliche Äußerungen als (kontextbezogene) Quellbereiche⁶⁹ heranzuziehen. Analytisch ließen sich hier beispielsweise Materialität, Affordanzen und kulturelle Archive⁷⁰ trennen: So etwa verweist im Zusammenhang mit einem gezeigten Organspendeausweis, wie wir ihn in den Organspendekampagnen von 2014 kennengelernt haben, eine Aussage wie »ist so leicht und hat doch viel Gewicht« auf einen materiellen Aspekt des Organspendeausweises (sein Gewicht und seine Handhabbarkeit).

Eine Aussage wie »es tut gut, etwas geklärt zu haben« auf seine Handlungsaufforderung (Ausfüllen und Unterschreiben), während die Geste des Ausweis-Zeigens aus dem kulturellen Archiv staatlicher bzw. bürokratischer Ordnungsprinzipien stammt. So lässt sich also nicht nur sagen, dass das Phänomen Organspende über das Objekt Ausweis erklärt wird, sondern auch verschiedene Ebenen differenzieren, auf denen der Ausweis als materielle Metapher fungiert und nachvollziehbar machen, wo diese Metaphern an die Grenzen des Objekts stößt und welche Bereiche eines Phänomens durch sie besonders hervorgehoben (*gehighlighted*) werden.

Vor diesem Hintergrund werden wir uns im Folgenden nun noch einmal den Erfahrungswelten potenzieller Spender*innen zuwenden.

9.4 Organspende und die Erfahrungswelten potenzieller Spender*innen

Abschließend und die bisherigen Erkenntnisse zusammenführend, will ich nun auf die eingangs gestellten Fragen zurückkommen: Was ist Organspende für potenzielle Spender*innen? Wie wird Organspende als gesellschaftliche Praxis gemeinschaftlich enacted? Und was lernen wir mit dem Organspendeausweis als materieller Metapher über die Erfahrungswelten potenzieller Spender*innen?

Transplantationsmedizin und die damit verbundene Möglichkeit der Organspende begegnen potenziellen Spender*innen vor allem als Positionierungsfrage, denn kaum eine Information über Transplantationsmedizin kommt ohne die Platzierung eines Appells zur Entscheidung über Organ- und/oder Gewebespende aus. Organspende als gesellschaftliche Praxis ist für potenzielle Spender*innen damit meist mit der Frage nach einem Organspendeausweis verbunden, der wiederum Spender*innenwelten maßgeblich strukturiert, visualisiert und sowohl erfahrbar als auch behandelbar macht. Er ermöglicht ein Wechselspiel aus Annäherung und Distanz und transformiert dabei komplexe Fragen in einfache Handlungen.

Der Organspendeausweis dient als Quellbereich vor allem für die (kurzfristige) Entscheidung und ihre Dokumentation und für die (längerfristige und möglichst kontinu-

69 Vgl. Pfaller 2022.

70 Krüger-Fürhoff 2012.

ierliche) Haltung zur Organspende,⁷¹ die mit je unterschiedlichen Praktiken verbunden sind. So dokumentiert sich das Entscheiden in Akten, wie einen Organspendeausweis zu besorgen, ihn auszufüllen und zu unterschreiben und die Haltung in Handlungen, wie den ausgefüllten Ausweis an einem geeigneten Ort aufzubewahren beziehungsweise mit sich zu führen. Doch nicht nur ausgefüllte und damit bereits von Personen angeeignete Ausweise spielen eine Rolle in den Erfahrungswelten potenzieller Spender*innen. So sind es gerade die leeren Ausweise, die als Ausweise, aber auch als Dekorationselemente und Bilder auf die Entscheidung drängen und anzeigen, dass es hier und jetzt um Organspende geht.

Verbunden mit den zuvor herausgearbeiteten Erfahrungsdimensionen lässt sich Organspende als gesellschaftliche Praxis aus Sicht potenzieller Spender*innen folgendermaßen beschreiben:

Im Erfahrungsfeld von Körperlichkeit und Mortalität (vgl. Kap. 5) kommt die Aufforderung zur Entscheidung einem *Memento Mori* gleich, erinnert an die unausweichliche Sterblichkeit und gibt spezifische Deutungsmöglichkeiten – nicht nur für den Tod, sondern auch für die Rolle des Körpers. Die Affordanzen des Ausweises, die leeren Felder mit Schrift und Kreuzen zu füllen und ihn schnell und unauffällig zu verstauen, ermöglicht das Abhaken unangenehmer oder lästiger Entscheidungen und die verantwortungsbewusste Vorbereitung eines ›guten‹ Todes, der zugleich auf eine kleine, sinnhaft gefüllte Fläche gebannt werden kann.

In der Dimension von Körperlichkeit und Mortalität wird mit dem Organspendeausweis auch eine spezifische Haltung zu Körper, Tod, Sterben und Trauer eingenommen – oder verweigert. Der Organspendeausweis kann hier sowohl die Erleichterung einer getroffenen Entscheidung verschaffen als auch Ängste über den Abschluss eines Vertrages mit unabsehbaren Folgen hervorrufen. In jedem Fall ist Organspende für potenzielle Spender*innen hier eine Verhandlung von Körperbildern und Todesvorstellungen, in denen der Ausweis als materielle Metapher fungieren kann, die es ermöglicht, diese Grenzbereiche zu verhandeln, ohne sie direkt zu benennen. Zugleich aber fordert Organspende potenzielle Spender*innen auf, sich aktiv und verantwortungsbewusst zu ihrer eigenen Endlichkeit zu verhalten. Die potenziellen Spender*innen sind hier also sterbliche Körper und zukünftige Patient*innen, die den Kampf gegen eine Verletzung oder Krankheit verloren haben.

Als kollektives Projekt (vgl. Kap. 6) lässt sich Organspende als ein Akt des symbolischen Eintritts in – oder Austritts aus – eine (vorgestellte) Transplantationsgemeinschaft verstehen. Für potenzielle Spender*innen ist dies häufig mit Vorstellungen von Solidarität verknüpft und berührt damit auch die Frage nach der Stabilität des moralischen Fundaments, auf dem diese Gemeinschaft ruht. Organspende kann so zum Angebot werden, Teil einer Solidargemeinschaft zu sein, aber auch zum Appell, selbst Verantwortung für schwerkranke Mitmenschen zu übernehmen. In dieser kollektiven Dimension rücken andere Aspekte in den Vordergrund als bei persönlichen Auseinandersetzungen.

71 Die Kontinuität des einen Ausweises im Besitz potenzieller Spender*innen stellt eine weitere Besonderheit des Organspendeausweises im Unterschied beispielsweise zu einer medizinischen Maske dar, denn die gleiche Maske über Jahre hinweg zu nutzen, wäre wohl kein sozial erwünschtes Verhalten.

zungen mit Körper und Tod: Die Bereitschaft zur Spende wird hier als Ausdruck sozialer Verbundenheit und moralischer Verpflichtung verhandelt. So gehen mit der Forderung nach Konformität und Eintritt in die Gemeinschaft auch Vertrauensfragen einher, die Organspende auch in den Kontext anderer gesellschaftspolitischer Themen wie soziale Ungleichheit stellt. Der kulturelle Gehalt des Organspendeausweises als Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft erschwert es, ein Nein zur Organspende zu dokumentieren – zu widersprechen bedeutet hier nicht nur, sich individuell zu entziehen, sondern auch, sich symbolisch aus dem kollektiven Zusammenhalt auszuklinken. Die Entscheidung erscheint damit für potenzielle Spender*innen nur eingeschränkt frei.

Wird Organspende als Wissensfrage (vgl. Kap. 7) verhandelt, erscheinen potenzielle Spender*innen meist als imaginierte Laien, die von Expert*innen beraten und belehrt werden. Hierzu gehören Informationen über Abläufe einer Transplantation und die durchführenden Institutionen, über den IHA als Tod des Menschen sowie die Veröffentlichung quantitativer Studien, die zum einen zeigen, dass Organtransplantation weiterhin aktiv durchgeführt wird, dass zugleich aber auch mehr möglich wäre. Das Prinzip des IHA zu verstehen, scheint hier in erster Linie Mediziner*innen vorbehalten zu sein; den imaginierten Laien muss es erklärt werden.

Das Prinzip des Hirntodes kognitiv nicht nachvollziehen zu können, gilt dabei nur so lange als Erklärung für eine Ablehnung der Organspende, bis die Vorgänge erklärt wurden. Danach kann es für potenzielle Spender*innen keinen Grund zur Ablehnung geben, ohne der Medizin als Deutungshoheit über den menschlichen Tod die Loyalität zu entziehen. Ein weiterer Aspekt von Organspende als gesellschaftlicher Praxis ist das Bereitstellen mitunter sehr detaillierter Informationen (wie Transplantationszahlen einzelner Organe in verschiedenen Bundesländern und Bezirken), zugleich aber auch das Forcieren möglichst schneller Entscheidungen, die auch völlig entkoppelt von bereitgestellten Informationen getroffen werden können.

Der Organspendeausweis als *informed consent* kann – von Informationen gänzlich getrennt – auch als Zustimmung ohne Information und damit als Objekt der Bekenntnis fungieren. Die Frage nach Organspende zu bejahen und sich mit einem entsprechenden Ausweis auszustatten, ist somit auch eine Möglichkeit, sich als *scientific citizen* mit einem wertschätzenden Verhältnis zu wissenschaftlicher Erkenntnis zu positionieren. Die Ablehnung des Hirntodkriteriums als Tod des Menschen birgt für potenzielle Spender*innen zugleich die Gefahr, als kognitive Minderheit mit Dynamiken der Exklusion konfrontiert zu werden.

Nicht zuletzt ist Organspende für potenzielle Spender*innen eine gesellschaftliche Praxis mit Ausweis (vgl. Kap. 8) – einem Objekt, das aus anderen Deutungszusammenhängen bekannt ist, das entsprechend seiner Bestimmung benutzt, aber auch kreativ bespielt werden kann.

Denn zu ›Organspender*innen‹ werden potenzielle Spender*innen außerhalb des Krankenhauses durch das Ausfüllen entsprechender Dokumente, das sichtbare Tragen im Geldbeutel oder andere Varianten des Mit-Ausweis-Seins. Organspende ist, so könnte man sagen, ein Kartenspiel mit Regeln, aber auch Platz für kreativen Spielraum. Der Organspendeausweis als Objekt der Praxis kommuniziert eine ganze Reihe von Aspekten und Möglichkeiten: So ist Organspende mit dem Objekt Ausweis (sofern man des Lesens und Schreibens mächtig ist) unkompliziert; sie ist ernsthaft, seriös, staatlich ein-

gebettet und vertrauenswürdig; das Objekt, das persönlich angeeignet und zu »meinem« gemacht werden kann, steht auch für die persönliche und individuelle Entscheidung, das Objekt aus dem stabileren oder älteren Material für die Festigkeit der Entscheidung. Die Ausweishaftigkeit des Ausweises macht das Spender*in-Sein auch zur Handlung von Bürger*innen, die Ausweise als materielle Bestandteile ihrer Identitäten kennen. Es ruft zugleich aber auch (positive wie negative) Erfahrungen mit Staatlichkeit und bürokratischer Ordnung auf den Plan.

Auf der Spur des Organspendeausweises lässt sich nachvollziehen, wie potenzielle Spender*innen in komplexe gesellschaftliche Erwartungshorizonte eingebunden sind – etwa in Bezug auf Wissen, Solidarität, Körperlichkeit oder staatliche Ordnung. Zugleich zeigt sich, dass sie in diesen Feldern nicht einfach adressiert, sondern zu aktiven Deutenden, Abwägenden und Entscheidenden werden. Welche Themen sie dabei vordergründig verhandeln, hängt wesentlich von der Situation und ihrer eigenen biografischen, sozialen und emotionalen Verfasstheit ab.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Idee, Metaphern auch materiell zu denken, als erkenntnisleitendes Instrument für eine ganze Reihe sozial- und kulturwissenschaftlicher Felder fruchtbar machen. Gerade in der Wissenschaftsforschung, wo die Frage nach der Herstellung von Handlungen, Entscheidungen und Stabilitäten zentral ist, erlaubt das Konzept der materiellen Metapher eine doppelte Perspektivierung: Es rückt die performative Dimension von Objekten in den Vordergrund – also ihre Rolle in der Erzeugung und Rahmung von Praxis – und macht zugleich die symbolischen Ordnungen sichtbar, in die diese Objekte eingebettet sind. So kann das Konzept auch in zukünftigen Studien dazu beitragen, die Beziehung zwischen Materialität, Bedeutung und Handlung systematisch zu untersuchen – sei es in der Medizin, in der Technikentwicklung oder in anderen Bereichen institutionalisierter Praxis.